



Die Rache.

Styge von Georges Bourcel.

Als Pierras, der Landstreicher, aufwachte, trafen seine Blide einen Winkel in der Hütte, wo der hereindringende Sonnenstrahl irgendetwas ausleuchten ließ. Tierpfoten mochten es herausgescharrt haben. Vom harten Lager aufstehend, näherte er sich dem Gegenstand. Seine Hand griff danach. Er war fest in den Boden eingerammt. Pierras kratzte mit seinen langen Nägeln die Erde um das Objekt weg. Ein Fluch der Ueberraschung: er hatte einen mit Goldmünzen gefüllten Topf jutage gefördert. Echtes, glänzende Goldstücke mit Jahreszahlen und Kaiserbild. Mehrere tausend Franken, kein Zweifel: ein Vermögen. Welcher habgierige Bauer, welcher geizige Besitzer hatte hier einst seinen Schatz vergraben? Was für ein Fund!

Mit zitternden Fingern, zugeschnürter Kehle, Schweißperlen auf den Schläfen, leerte der Bagabund den Inhalt des Topfes und verschwand rasch im Gelände. Er wunderte sich über das wilde Klopfen seines Herzens. Reich war er, reich! Das bedeutete für ihn das Glück! Der Gott, der ihn in diese alte, verlassene Hütte geführt, war der Gott der Gerechtigkeit.

Seine Füße trugen ihn rasch zur Stadt. Da sollte ein neues Leben für ihn beginnen. Er hatte plötzlich Begierde nach einem reichen Mahl, nach Wein, den er sich wählen durfte. Aber er überlegte sich, daß er in seinem zerknüllten Anzug, der die Farbe der Landstraße trug, die Gäste der feinen Restaurants erschrecken würde; er wollte sich erst ausständig in einem Kleiderladen austaffieren.

Er trat erhobenen Hauptes in das nächste Geschäft und verlangte von den Kommis, der in Verwirrung geriet, die beste Ware.

„Haben Sie denn Geld?“ fragte ihn verächtlich der junge Mann.

„Sogar Gold, mein Freund.“

Und er zeigte eine Handvoll der gelben Münzen. Bei diesem Anblick riß der Kommis die Augen weit auf und lief weg, um seinen Chef in Kenntnis zu setzen.

Dieser maß Pierras mit strengen Blicken.

„Haben Sie Banknoten, keine Scheine? Gold kann ich nicht annehmen. Ich will nicht wie der beste Kartoffel wegen eines

unerlaubten Geschäftes ins Gefängnis kommen. Uebrigens scheint mir dieses Gold verdächtig und ich rate Ihnen, das Weiße zu suchen.“

In anderen Läden erging es Pierras nicht besser. Er begriff seinen Fall; er machte keinen honetten Eindruck.

Um den hervorzubringen, brauchte er einen anständigen Kof.

Wenn er aber den kaufen wollte, mußte er eben honett aussehen.

Die menschliche Gesellschaft schien ihm sonderbar organisiert.

„Einstweilen“, sagte er zu sich, „wollen wir einen Bissen essen.“

Die barschen Abweisungen hatten ihn vorichtig gemacht. Er betrat ein einfaches Restaurant.

„Eine Portion gekochtes Rindfleisch“, bestellte er bescheiden.

Die Bedienerin hatte sich ihm unfreundlich genähert und musterte ihn mit gebäffiger Miene.

„Ich habe Geld, Fräulein“, glaubte er versichern zu müssen.

„Zeigen Sie's“, erwiderte sie dreist.

So herausgefordert, wies er ihr ein paar Goldstücke.

„Sie sollten sich schämen“, entriestete sich das Mädchen, „daß Sie Gold in Ihren Taschen haben, zu einer Zeit, wo Frankreich es so nötig braucht.“

Die Gäste nahmen lebhaft ihre Partei. Einer äußerte:

„Unter Mann, die Bank ist zwei Schritte von hier. Zahlen Sie Ihre Goldmünzen ein und man wird Ihnen eine Bescheinigung geben.“

Pierras verließ das Restaurant und wandte sich der Bank zu. Gewiß, er verlangte nichts Besseres, als Frankreich zu retten; aber der prunkvolle Bau schüchtere ihn ein; das war kein Haus für ihn. Was würden sie ihn da wieder alles fragen? Vielleicht nach Papieren? Er war vorichtig genug, vorüberzugehen.

Den ganzen Tag irrte er durch die Straßen der Stadt. Er kam weder zu einem Kleidungsstück, noch zu einem Bissen Brot. Ein ihm begegnender Bettler bot ihm die Hälfte eines Brotes an und riet ihm, sich aus dem Staub zu machen; er sei der Genbarmerie demunziert worden, weil er ver-

sucht hätte, einzubrechen und einen Mord zu begehen.

Mit heißem Kopf und müden Beinen verließ Pierras die Stadt. Es war schon Nacht. „Den ersten Gutgekleideten, dem ich begegne“, sagte er sich, „halte ich an.“ Er wollte ihm kein Leid zufügen, ihm nur mit aller Höflichkeit erklären: „Mein Herr, ich brauche Ihren Anzug; ich kaufe ihn um das Zehnfache seines Wertes. Aber haben muß ich ihn. Hier ist dafür der meine.“ Hatte der Angehaltene nicht die Einsicht, das zu verstehen — nun, dann würde man sehen. . .

Da niemand auf der Straße kam, gab sich der Bagabund bald dem Schläfe hin. Er träumte. Ein gutgekleideter Mann stand plötzlich vor ihm, erklärte, sich auf den Tausch nicht einlassen zu wollen. Rasch entspann sich ein heftiger Kampf. Unter der Faust Pierras' veröchelte jener. . . Als „anständiger“ Mann gekleidet, kehrte Pierras in die Stadt zurück, verhandelte mit dem Juwelier und verkaufte ihm sein Gold für einen guten Preis. Reichlich mit Banknoten versehen, kam er nach Paris, wurde Deputierter, Minister, bis zu dem Tage, wo jener „Gutgekleidete“ von neuem vor ihm auftauchte und Rechenschaft für seine Ermordung forderte. Das war das Gefängnis, das Schafott. . .

Pierras erwachte, in kalten Schweiß gebadet. Die Sonne der schönen Sommertage schien bereits. Noch schwer atmend, blickte er in den Graben: der Leichnam des „Gutgekleideten“ lag da nicht mehr. Er fühlte sich wie erlöst. Als er aufstand, merkte er, wie voll seine Taschen waren, wie leer sein Magen, und die Angst beklommte ihn auch noch.

„Das ist sicher der Hunger. . . Ich werde bis zur nächsten Ferne gehen: eine gute Bäuerin gibt mir schon einen Teller Suppe. . . Ich spalte ihr Holz dafür oder begieße den Garten. . . wenn sie das Gold nicht vorzieht. . . Aber nein, das hieße ihre Gefälligkeit übel vergelten, wenn ich sie in Verlegenheit setzte.“

Er erinnerte sich an den ersten Tag seines Reichtums. Etel erfaßte ihn. Niemals hatte er solche Erniedrigungen erlitten, selbst nicht in den schlimmsten Stunden seiner unherirrenden Existenz. . .

Wöglich blieb er stehen: ein Gedanke zuckte durch sein Gehirn. Ein Lachen schütterte seine hagere Gestalt. O, wie er sich rächen wollte! Er wühlte in seinen Taschen, zog eine Handvoll Goldmünzen hervor und warf sie hoch in die Luft. Sie regneten rings um ihn herab, klingelten auf den Steinen, fielen in die Pfützen. Groß wie niemand in der Welt, mächtiger als ein Amerikaner, schritt er unter dem Goldhagel dahin. Er wurde in dem Grade geiziger, als sein Schatz sich zerstreute; es bereitete ihm Spas, seine letzten Louis in den Sandhaufen des Weges zu stecken, in den Schlamm des Grabens, in die Extremitäten der Tiere. Er

stellte sich die Gesichter der Menschen vor, wenn sie dieses trügerische Wunder: das Gold, entdecken würden! Die Grimassen ihrer Minnloben! Den bösen Blick der Augen! Und die leidenschaftlich diesen Schmutz durchwühlenden Hände! Ah, ah! Welch herrlichen Sreick er ihnen spielte!

Er sah sie diese Schmutzhäufchen umtoben wie Hunde ein Fressen; und dann bargen sie ihren Fund in einem ledernen Beutelchen oder einem Steinguttopf. Um ihren Schatz zu vergrößern, würden sie Weib und Kind hungern lassen: . . . grausam und gierig werden, keine Ruhe, kein Glück mehr haben.

Es war ein Bublein, das den Mistkäsern half — weiter nichts — und doch war es etwas Erschütterndes. Ob es ein Mensch werden wird, der willig und fähig sein wird, später auch Menschen zu retten, wenn sie sich dem Schicksal geliefert glauben, wenn sie keine Rettung mehr wissen, und nur schweigend stehen, daß einer kommen möge und sie auf den rechten Weg zurückführe?

Er wäre einer von Zehntausenden.

Menschen, die ohne Salz leben.

Die neuesten Untersuchungen auf dem Gebiet der Ernährungskunde erwiesen, daß in der Ernährung des modernen Kulturmenschen viel zu viel Salz enthalten ist, und daß durch die vom Körper nicht gebrauchten Salzrückstände Gewebestörungen wie überhaupt verschiedene gesundheitliche Schäden verursacht werden. Man gibt es auf der Erde tatsächlich ein Volk, das unbedingt salzfeindlich ist: die Eskimos, die im hohen Norden Amerikas leben. Als Vilhjalmus Stefansson unter ihnen lebte, machte er selbst die Erfahrung, daß man ganz gut ohne Salz leben kann. Anfangs war ihm der Salzmenge zwar unangenehm, aber schon nach einem Monat verschwand sein Salz hunger und nach einem halben Jahr schmeckte auch ihm das Fleisch nicht mehr, wenn es in Salzwasser gekocht war. Die Abneigung der dortigen Eskimos kommt fast einer Idiosynkrasie gleich und geht sogar soweit, daß sie Speisen, auch wenn sie nur eine Spur von Salz enthalten, die unser Geschmack noch gar nicht wahrnimmt, für ungenießbar erklären. Auch Feuerländer erkranken, wenn man ihrer Nahrung Salz zufügt. Vermutlich hängt diese Abneigung gegen das Salz mit dem ausschließlichen Fleischgenuss der Eskimos zusammen, denn man machte z. B. auch an den Massai-Regern in Afrika die Beobachtung, daß sie in Zeiten, wo sie nur Fleisch und Milch genießen, kein Salz zu sich nehmen.

An die Mutlosen.

Du klagst,
verzagst,
ergibst dich numm.
Warum?
Dein Schicksal ruht
in deiner Faust.
Wie du dir's baust,
ob schlecht, ob gut,
so wird es sein. —
Fas wieder Mut!
Stehst nicht allein.
Füg dich nur ein
in unsre Reihn!
Ob Mann, ob Frau,
greif wader zu
beim Schicksalsbau —
für alle du
und sie für dich —
und schöner wölbt die Zukunft sich.
Paul Wochmann.

Der kleine Heilige.

Von Dorothea Hollag.

Daß sie eigentlich Mistkäser heißen, weiß jeder Mensch, aber Brombeerkäfer klingt schöner. Es entspricht mehr unserem ästhetischen Gefühl. Und ebenso, wie man Käfer nach der Dertlichkeit benennt, da sie sich mit Vorliebe anhalten, kann man sie auch nach dem nennen, dem sie gleichen — in diesem Falle den Brombeeren. Ihnen selbst ist es gleichgültig.

Ihre Vorliebe für Mist ist übrigens kältehaft, denn im herbstillen Buchenwald — fern von allem Mist und dergleichen — sah ich jüngst hundert und aber hundert zwischen den Blättern nachdenklich und langsam einherkriechen. Der Fäulnisduft sterbender Blätter und verweltender Gräser mochte sie aus dem Waldboden gelockt haben — jener herbe Kühle Herbstduft, der auch uns Menschen ernst und besinnlich stimmt.

Es ist etwas Tragisches um das Schicksal der Brombeerkäfer. Erstens werden sie von einem über die Achsel angesehen, obwohl ihr runder fester Schild von einem wundervoll schillernden Blauschwarz ist, und zweitens — und das ist das größere Übel — vermögen sie sich nicht selbständig umzudrehen, wenn sie durch Ungeschick oder Zufall an den Rücken gefallen sind. Wie auf einer Halbflugel schaukeln sie hilflos hin und her, ohne den Schwung aufbringen zu können, sich zur Erde zurückzudrehen. Stehend zappeln die zierlichen Beinchen an dem leuchtend stahlblauen Bauch. Sie sterben den grausamen Tod des Verhungerns, wenn nicht vorher ein Vogel sich ihrer erbarmt. Noch nie habe ich gesehen, daß einer dem andern geholfen hätte. Und es wäre doch so leicht . . . Auch darin gleichen sie uns Menschen.

Weit vor mir gingen zwei Frauen, und zu diesen Frauen mochte das Bublein gehören, das ich beobachtete. Es trippelte auf seinen dünnen Beinen zwischen den wellen Blättern einher und bückte sich mit unermüdetem Eifer, als sammelte es Bucheckern oder Herbstblätter von besonderer Buntheit. Ohne daß es mich bemerkte, näherte ich mich ihm, um mir Klarheit über seine Tätigkeit zu holen, die es mit bewundernswürdiger Konsequenz nicht unterbrach, obwohl die beiden Frauen es in milden, dann in ungeduldigen und zuletzt in zornigen Worten herbeiriefen.

Da erlebte ich etwas Wunderbares: Es war ein kleiner Heiliger, der durch den Wald schritt. Beim Anblick eines jeden Brombeerkäfers, der hilflos auf dem Rücken zappelte, bückte er sich und drehte mit seinem zierlichen Finger das Käferlein auf die richtige Seite und seufzte befriedigt. Das tat er hundert- und aber hundertmal mit einem unerschütterlichen Ernst, mit innerer Selbstverständlichkeit, aus einer zwingenden Notwendigkeit heraus.

Ich lächelte über das rührende Bild — aber ich hätte mich schämen sollen. Beim Weitergehen sah ich mich oft nach ihm um, und immer sah ich ihn dauernd am Waldboden.

Bibi, der Affe.

Auf der Insel Bali, von der erzählt wird, daß auf ihr die schönsten Frauen der Welt leben, auf Sumatra und in Indien hat die durch ihre hervorragenden Tierfilme zuerst bekannt gewordene Filmoperateurin Lola Kreutzberg gekurbelt, hat mit Auto und Kurbelkasten die einzigartige Insel Bali und das noch immer geheimnisvolle Indien durchzogen und der wagemutigen Frau sind auf ihren Fahrten Filmaufnahmen von hervorragender Schönheit und größter Seltenheit geglückt. Lola Kreutzberg, auf den Göttern ihrer Eltern in Böhmen geboren, hat durch den Umgang mit allem möglichen Getier frühzeitig Liebe zu den Tieren gefaßt und aus dieser Tierliebe unendlicher Geduld und künstlerischem Sinn gelang es ihr, Tieraufnahmen herzustellen, die die Aufmerksamkeit der Filmwelt und des Publikums erregten und so wurde sie eines Tages von einer Berliner Filmgesellschaft nach dem fernem Osten geschickt, um alte sterbende Kulturen im Film bilde festzuhalten. Lola Kreutzberg hatte außerordentliches Glück. Es gelangen ihr durch die Unterstützung des Fürsten von Bali Aufnahmen von Tänzen, Tempelfesten und Feierlichkeiten, die nie vorher jemandem gelungen waren, und auch ihre aus Indien heimgebrachte Ausbeute war keine geringe. Sie hat nun über ihre Expedition ein Buch geschrieben („Tiere, Tänzerinnen und Dämonen“, M. 7., geb. M. 9.—), das mit 56 ausgezeichnet gelungenen Bildern noch Photographien geschmückt,

die Erlebnisse der Autorin schildert, ihre Erfahrungen darstellt, aber auch vieles über die seltsamen Gebräuche der Einwohner Balis berichtet, das die seltsame Seele des asiatischen Menschen noch seltsamer erscheinen läßt. Lola Kreutzberg erzählt auch reizende Geschichten über ihre Erlebnisse mit allerlei Tiergeschöpfen, darunter die Geschichte des kleinen Affen Bibi, die zum Teil hier Platz finden möge:

„Auf meiner Reise durch Indien kam ich durch Landstriche, die wohl selten von Automobilen befahren werden. Hier waren die Affen schon und liefen laut schreiend zum nächsten Palmenhain, um sich in den Kronen der Palmen zu verbergen. Einmal ließ eine solche fliehende Affenherde seltsamerweise ein Affenbaby zurück. Sicher war es ein kleines Weibchen, und die Pflegenmutter dachte im ersten Schrecken nur an die Vergung des eigenen Kindes. Das Affenbaby war nicht ich, es ließ sich widerstandslos greifen. Ich fütterte es mit Mangos und Bananen, und zwar mit solchem Erfolg, daß es sich an meinen Rock klammerte und um keinen Preis zu seiner Herde zurückkehren wollte. So nahm ich es in mein Auto, wo es, auf ein weiches Polster gebettet, so gleich friedlich zu schlafen begann. Bei meinem Bangalo angelangt, ließ ich es vor dem Hause spielen und toben. Da fürchtete nicht, daß es mir wegläse, denn seine größte Sorge war, ich könnte ihm verlocken gehen. Hatte es sich einmal zu weit gewagt, so brauchte ich nur in die entgegengesetzte Rich-

tung zu laufen, sofort kletterte es von seinem Baume herunter und lief aus Leibesträften hinter mir her, nur um mich einzuholen. Bald stellte sich heraus, daß die Obstkost dem Säugling nicht bekam. Ich versuchte es mit abgekochter Milch, aber auch diese behagte dem Kinderkörper nicht, ihm fehlte die Muttermilch. Zu meinem Schimmer wurde das Baby krank und nahm zusehends ab. Vergeblich bemühte ich mich um den kleinen Patienten. Eines Tages kam unerwartete Hilfe. Das Affenkind lag wie gewöhnlich auf einem Kissen vor meinem Bangalo und klagte laut Schmerzen oder Hunger. Da kam durch die Baumkrone eine große, wilde Affin angeturnt, besah sich das weinende Kind mit klugen gütigen Mutteraugen, nahm es in die Arme und ließ es trinken. Bibi trank und trank, nahm zusehends zu und lachte vor Glück und Dankbarkeit. Als es endlich gesättigt war, erkletterte die Affin die nächste Palme und verschwand. Am nächsten Tage aber kam sie wieder. Das Affenkind muß ihr Gutes von mir erzählt haben, denn die sonst schene und böse Affin wurde ganz zutraulich und ließ mich nahe herankommen, ohne sich in ihrem Samariterdienst stören zu lassen. Baby gedieh prächtig, wurde gesund, fröhlich und jubelte jeden Tag seiner Pflegemutter entgegen, und die gütige, weisheitsvolle Affin (sie gehörte einer ganz anderen Rasse an als unsere Bibi), kam Tag für Tag, bis das Kleine groß genug war, um feste Kost vertragen zu können.

Jetzt haust Bibi in dem Berliner Heim Lola Kreuzbergs, hoch oben in einem ausgebauten Dach, vergnügt und über alle Maßen anhänglich an ihre Franzen . . .

Wie soll man's allen recht machen?

Ein Stoßkussler von Franz Lehár.

Schreib' ich ernste Musik, ist's zu opernhast.
Schreib' ich heitere Musik, ist's zu trivial.
Schreib' ich einen Schläger, sagt man: Er schreibt für die Galerie.

Schreib' ich keinen Schläger, sagt man: Es ist ihm nichts eingefallen.

Fordere ich vom Sänger viel, sagt man: Das sind doch keine Opernsänger.

Fordere ich vom Sänger wenig, sagt man: Ja, früher, da war's anders, da haben die Operettenmeister noch etwas für die Sänger geschrieben.

Beschäftige ich den Chor, sagt man: Das sind überflüssige Sachen, kein Mensch hört zu, was die oben singen.

Beschäftige ich den Chor nicht, sagt man: Wie prächtig haben die Chöre in den alten Operetten gestungen.

Beschäftige ich die Harfe, sagt man: Das ewige Gezirpe geht auf die Nerven.

Beschäftige ich die Harfe nicht, sagt man: Wo ist der Glanz im Orchester? Das ist unmodern. Man wird schon müde, bevor der Vorhang aufgeht.

Schreib' ich keine Ouvertüre, sagt man: Der macht sich leicht, nicht einmal eine Ouvertüre hat er geschrieben.

Bring' ich jedes Jahr ein neues Werk heraus, sagt man: Das ist ein Vielschreiber. Das hat mit der Kunst nichts zu tun. Der reine Operettenbetrieb.

Bringe ich nicht jedes Jahr ein neues Werk heraus, sagt man: Was ist mit dem Lehár geschehen? Man hört nichts von ihm. Dem fällt nichts mehr ein.

Suche ich Verkehr mit Kritikern, dann denken sie sich: Na, wart', Keel, nich wirst du nicht beeinflussen.

Suche ich keinen Verkehr mit Kritikern, dann denken sie sich: Na, wart', du arroganter Flegel, du wirst an mich denken.

Bekomme ich Librettos zugesendet — durchschnittlich 10 Bücher wöchentlich — sende ich das Buch entweder:

Ungelesen dem Dichter zurück, dann ist er böse;

Oder gelesen dem Dichter zurück, dann ist er auch böse;

Oder ich lasse das Werk erst einige Monate liegen und schid's erst dann zurück, dann ist er natürlich ebenfalls böse!

Ich bitte, gute, nicht komponierende Freunde, um einen Ausweg aus diesem Dilemma. Ich habe bisher mehr als zweieinhalb Jahrzehnte vergeblich darüber ganze Nächte nachgedacht. Ich bin aber noch immer ratlos.

Die hohe Würde.

Früher war es auf der Universität Avignon Sitte, daß man die Doktorwürde erwerben konnte, wenn man nur zehn harte Taler dafür bezahlte.

Ein junger Advokat machte in jener Zeit eine Erbschaft, ging sofort nach der Universität, legte zehn Taler auf den Tisch des Hauses und erhielt prompt die Doktorwürde.

Der frischgebundene Doktor lächelte, zählte noch einmal zehn harte Taler auf den Tisch und bat den Dekan mit schönen und wohlgelegten Worten um die Freundlichkeit, auch gleich seinem Pudel, den er mitgebracht, und der dieser kleinen geschäftlichen Jeremone beigezogen hatte, die Doktorwürde zu verleihen.

Der Dekan, ein würdiger, a'ter, weißbärtiger Herr, sah den Advokaten an und betrachtete dann sehr eingehend und scharf den Pudel. Dann entschied er: „Kein, der Pudel wird nicht Doktor! Wir promovieren nicht zwei Viehser an einem Tage!“

Nicht auf den Teller spuden!

Man hat oft dem österreichischen Adel als seinen besonderen Vorzug sein gutes Benehmen, seinen Anstand und seine feinen Sitten nachgerühmt. Daß dieses Loß wohlverdient gewesen ist, beweist eine Verordnung des Wiener Hofrates aus dem Jahre 1624, die den folgenden Wortlaut hat:

Ordre vom Jahre 1624

betreffend die Verhaltensmaßregeln für die zu einer erzhertzoglichen Tafel geladenen Junker.

Sintementalen Ihre K. K. Hoheit geruheten, mehrere Offiziere an Höchstidern Tafel zu invitieren, muß ich doch vorwegen den Junkern, so noch nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die menjure réguläre, als:

1. Item mit blankem Zeuge, saubern Rock und Stiefeln und nicht antrunken Ihre K. K. Hoheit inkomplementieren.

2. Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füße nicht lang auspreizen.

3. Item nach jedem Bissen trinken alsdann man zu früh voll wird, den Humpen aber nach jeder Speis nur einmal halbert ausleeren, vorhin aber den Schnausbart und das Maul sauber abwischen.

4. Mit der Hand nicht in die Vorlegeschüssel fassen oder die abgetesteten Beine zurück oder hinter den Tisch werfen.

5. Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken auf den Teller speien oder in das Tischgeschüssel schnuckeln.

6. Item zu festem nicht zu viehisch humpen, daß man vom Stuhle fällt oder item nicht mehr grabweg gehen kann.

Frj. v. F., Feldhauptmann.

„Das Buch der Jugend.“

Dem Wissensdurst der Jugend ebenso wie ihrem Erlebnisdrang und ihrem Verlangen, Geschichte, Leben und Sitten fremder Völker kennen zu lernen, trägt in vornehmer Weise eine unter obigem Titel vom Verlag Englin u. Laiblin (Munzingen) herausgegebene reichhaltige Bücher-Serie Rechnung, die wie selten eine andere geeignet ist, die Besessene der reiferen Jugend zu erwecken. Jeder der Bände umfaßt etwa 112 Seiten, ist auf gutem Papier gedruckt, mit vier farbigen, wirklich künstlerisch ausgeführten Vollbildern geschmückt, schön in Ganzleinen gebunden, einzeln käuflich und für sich abgeschlossen (Preis Mk. 2.—) Von den zuletzt erschienenen Bänden der Sammlung, die sich für Geschenkzwecke besonders gut eignen, seien nachfolgend einige besprochen:

„Nordpolfahrt.“ Abenteuerliche Fahrten im Hundeschlitten, Walffschlitter, Flugzeug und Luftschiff zum Nordpol. Von Walter Studant. Von der Fahrt der Friesen im Jahre 1040, die zu Schiff nach Norden führen, um das Gebiet des „erjarrten Ozeans“ zu erforschen über die Geschichte der bekannteren Nordpol-Expeditionen bis zu Annandens und Nobiles Flügen zum Pol führt das Buch den Leser und gibt ihm durch die packende Schilderung der einzelnen Expeditionen Kunde von der wundervollen Schönheit der Polarwelt, aber auch von ihren Geheimnissen und Schrecken.

„Die Fahrt ins Weite.“ Erzählung aus Afrika von Else Morstatt. Die Schilderung afrikanischer Landschaft, afrikanischer Menschen und ein bewegtes Schicksal sind hier glücklich zu eineresselnden Erzählung verbunden, die ebenso unterhaltend wie erzieherisch zu wirken geeignet erscheint. Ein junger Deutscher kommt auf die Farm seines Onkels in ehemaligen Deutsch-Südwest-Afrika, gerät aber in Konflikt mit dem Onkel, stüchert und schlägt sich unter Mühsalen und Gefahren zuerst nach der Kapkolonie durch, wo er Freunde zu finden hoffte, wendet sich dann nach Deutsch-Ostafrika, wo er endlich seine Freunde findet. Bald darauf bricht der Krieg aus, der für Deutschland den Verlust der Kolonien im Gefolge hat.

„Das Buch von den Meerleuten.“ Die schönsten Märchen von der Wasserkaute. Nach erzählt von Gerhard Krügel. Alte deutsche Volksagen aus Island, Lappland, Schweden, Norwegen, Sydt und Äugen sind hier gesammelt, Märchen von Rixen und Meeressungeheuern, von sagenumwobenen Schiffen und aus den Tiefen des Meeres. Es ist die alte Wikingerwelt, die in diesen gut nachgezählten Sagen ihre Auferstehung feiert.

„Die Ansiedler im Mohawktal.“ Von Walter v. Hanff. Wer waren, als die Indianer von ihren Jagdgründen vertrieben und zurückgedrängt wurden, die ersten Ansiedler auf den nordamerikanischen Territorien und wie gestaltete sich ihr Schicksal? Auf diese Frage will das Buch Antwort geben und es erzählt an der Hand des hinterlassenen Tagebuches eines dieser Kolonisten, des Schwaben Konrad Weiser, wie es diesen ersten Ansiedlern erging, es gibt einen guten Begriff von den unendlichen Schwierigkeiten, mit denen diese Männer zu ringen hatten und berichtet auch von den Kämpfen und Kriegen mit den Indianern.

„Der Ritt ins Apatschenland.“ Abenteuererzählungen aus Mexiko. Von Fritz Baum. So wie die Indianer Nordamerikas dem Vordringen der ihnen von den Weißen dargebrachten „Zivilisation“ blutigen Widerstand entgegensetzten, so auch die Indianer in den südlichen Staaten der Union und im nördlichen

Mexiko, nur waren hier die Kämpfe zwischen den beiden Rassen noch zäher und langwieriger. In die Zeit dieser Kämpfe, in die Jagdgründe der Apatzihen führt die vorliegende Erzählung, die sicher jeder Junge mit brennenden Augen verschlingen wird. Sehr zweckdienlich ist ein der Erzählung angefügter Anhang, der nicht nur eine Erklärung der vorkommenden fremden Ausdrücke enthält, sondern auch Erläuterungen über mancherlei Dinge.

„Santgut deutscher Dichter und Maler.“

2. Band: Aus der Jugendzeit. Gleichfalls im oben genannten Verlag erschienen (Preis M. 1.60.) Das Buch enthält hübsche kleine Erzählungen aus der Jugend verschiedenster Dichter und Künstler, von ihnen selbst erzählt. Neben Hans Thoma und Hofde Kurz sind hier Ernst Zahn, Max Eyth, Gottfried Keller u. a. vertreten. Eine liebreizende Sammlung stimmungsvoller und heiterer Geschichten.

Was mancher nicht weiß.

Holz erzeugt etwa ein Viertel der Wärmemenge, die das gleiche Quantum Steinkohle gibt. Holzkohle dagegen ergibt fast die gleiche Wärme wie Steinkohle.

Krebse und Krabben können sehen und riechen, haben aber keinen Gehörssinn.

Im siebzehnten Jahrhundert galt es in England als ein strafwürdiges Verbrechen, eine Frau oder ein Kind am Sonntag zu küssen.

Die jüngste Großmutter der Welt dürfte Frau Everett Parker in Richmond in Indiana sein; sie ist nämlich erst 28 Jahre alt. Allerdings hat sie sich auch mit dreizehn Jahren verheiratet, und ihre Tochter wurde mit vierzehn Jahren Ehefrau.

In der Zeit, als Irland eigene Könige hatte, wurden nicht weniger als sieben hintereinander ermordet, darunter vier von ihren Nachfolgern.

Fünf Töchter auf einmal bekam kürzlich ein Bauer in der Nähe von Serris in Macedonien. Um die fünf Schwestern bei der Taufe zu unterscheiden, mußte man ihnen verschiedenfarbige Halsbänder umbinden.

In der Universitätsbibliothek zu Tokio steht das Skelett des japanischen Professors Nawa, das dieser der Universität testamentarisch hinterlassen hat.

Walffische erreichen im Durchschnitt eine Länge von 16 bis 20 Meter, jedoch sind Tiere von 24 Meter Länge durchaus keine Seltenheit.

— — — — — Allerlei. — — — — —

Kindermord durch Alkohol. Das kulturelle Bildungsamt in Lodz (Polen) hat eine Ermittlung über alkoholtrinkende Kinder abgeschlossen. Von 52.399 Kindern tranken 4.622 Branntwein (22.765 Knaben und 21.875 Mädchen). Das sind 85,2 Prozent! 1.106 Kinder (583 Knaben, 578 Mädchen) nehmen täglich Branntwein zu sich; 3.609 Kinder (1.883 Knaben, 1.726 Mädchen) trinken mehr als einmal in der Woche, der Rest nur gelegentlich. In den allermeisten Fällen erhalten die Kinder den Alkohol von ihren Eltern. Nur ein verächtlich kleiner Teil (684 Kinder) kauft aus eigenem Antrieb. **Brandwunden durch — Wassertropfen.** An Schwämmen, die in Glashäusern, in glasbedeckten Bänken oder auch hinter stark besonnten Fenster gehalten werden, kann man an warmen Sommertagen nicht selten bössartige und tiefe Brandwunden auftreten sehen, ge-

braune trockene Flecken, die die Blätter von bis unten durchsetzen, und deren Entstehen man sich meist gar nicht erklären kann. Es handelt sich hierbei allerdings auch um eine seltsame Entstehungsbursache. Scheint die Sonne nämlich sehr kräftig durch die Glasscheiben, und befindet sich an einem von ihr intensiv bestrahlten Blatt gerade zufällig ein Wassertropfen, so wirken Glasscheibe und Tropfen wie Brenngläser und erhigen den Tropfen derart, daß die unter ihm liegende Zellschicht verbrennen muß. Auch die Tropfen, die an der Scheibe haften, ja sogar im Glase befindliche Blasen, können gelegentlich die Brennglaswirkung hervorrufen. Da die Verbrennung nur dann eintritt, wenn das Blatt völlig bewegungslos steht, so können solche Schäden am einfachsten vermieden werden, wenn man für etwas Durchzug sorgt, der die Blätter ab und zu leicht bewegt. Die Brennglaswirkung soll sich auch an Freilandpflanzen, besonders an Traubenbeeren, an denen sonnenbestrahlte Tropfen haften, feststellen lassen.

Interessante Zahlen. Ein gesunder Mensch — nicht ein nervöser — öffnet und schließt seine Augen, wie man berechnet hat, rund 8 millionenmal in einem Jahre. Unser Herz schlägt normalerweise 70mal in der Minute, das ist 36.792.000mal in einem Jahre. Jeder Herzschlag pumpt 44 Gramm Blut, das sind täglich 4.133 Kilo, in einem Jahre 1.751.852 Kilo oder rund 36 Zentner. Wüthig hebt das Herz bei einer 70jährigen menschlichen Lebensdauer rund 2.452 Zentner Gewicht. Gewiß eine ganz gewaltige Leistung für das kleine Herz und seinen bewundernswürdigen Mechanismus.

— — — — — Beteres. — — — — —

Der Glückliche. Annonce aus der „Kansas City Star“: „Kaufe dir eine Versicherungs-Police! Einem unserer Kunden wurde gestern der rechte Fuß abgefahren. Er erhielt sofort 10.000 Dollar ausbezahlt. Morgen kaufst du der Glückliche sein!“

In einer Schulkasse wurde ein Aufsatz über Goethes Leben geschrieben. Nachdem er die Aufgabe angeführt hatte, daß Goethe in Weimar am Hofe des Herzogs das Amt eines Ministers bekleidete, fuhr einer der Sekundanten in seinem Aufsatz fort: „Aber Goethe war nicht gern Minister, weil er sich lieber mit geistigen Dingen beschäftigte.“

Sicher ist sicher. Ein englischer Offizier kommandierte einen entlegenen Wachtposten im dunkelsten Afrika. 1914 erhielt er einen Funkspruch von seinem Vorgesetzten: „Krieg erklärt. Arrestiert sämtliche Feind-Untertanen in Ihrem Distrikt.“ Mit größter Promptheit traf folgende Antwort ein: „Habe arrestiert: fünf Belgier, drei Deutsche, zwei Franzosen, zwei Italiener, einen Oesterreicher und einen Amerikaner. Erbitten Nachricht, mit wem Krieg.“

In einer höheren Mädchenschule wurde als Aufsatzthema gegeben: „Unterschied des Mohammedanismus und des Christentums.“ Eine der eingelieferten Arbeiten schließt: „Der Mohammedanismus erlaubt seinen Anhängern, mehrere Frauen zu nehmen, während das Christentum dieses für seine Gläubiger verbietet und die Ehe mit nur einer Frau vorschreibt. Letzteres nennt man Monotonie.“

(„Simplicissimus.“)

Zweifel an der Kartenlegerin. „Da soll man nun an Kartenlegen glauben! Seit war ich bei so einer Frau und die sagte, ich wäre in einen großen dunklen Mann verliebt.“ — „Na und? Kennst du denn keinen solchen?“ — „Nicht einen — außer meinem Mann.“

(„Lije.“)

Schach-Ede.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Alois Paß. Druck- und Verlagsanstalt. Tepitz-Schönan. Tischlergasse.)

18. Fortsetzung.

Wir bringen heute zwei Bilder, und zur Übung möge der Leser die Stellungen dieser Bilder 23 und 24 studieren, indem er die Bauernketten charakterisiert, weiters angibt, welche Steine angegriffen, ob und wie sie gedeckt sind, schließlich welche gute Züge Weiß jetzt machen könnte.

Bild 23



Vor den Rochaden.

Bild 24



Nach den Rochaden.

Das Vorrecht der Rochade ist noch an die Bedingung geknüpft, daß der König über kein bedrohtes Feld geht (springt) und daß er selbst soeben nicht bedroht ist, das heißt der König darf sich dem „Schach“ nicht durch Rochade entziehen.

Vorausgesetzt, daß weder die Türme, noch die Könige gezogen haben, darf Weiß in der Stellung Bild 24, nur kurz, Schwarz nur lang rochieren. Das Feld f8 ist vom Laß bedroht, auf e1 steht ein schwarzer Stein, die Linie ist nicht frei; das der weiße Turm h1 vom Lb7 angegriffen, sowie daß das Feld h8, über welches der Turm (nicht der König) geht, bedroht ist, hindert das Rochieren keineswegs.

Bild 25.



Die Rochade ist für das Spiel sehr wichtig. Nicht allein, daß durch sie der König ein sicheres Quartier findet, als in der Mitte der Grundreihe, sie bringt zugleich den vorammelten Turm aus der Ecke mehr ins Spiel; die ganze Situation hat sich plötzlich verändert.

Ein guter Strateger wird daher trachten, die Rochade so schnell wie nur möglich zu bewerkstelligen, andererseits wird er keine Gelegenheit verpassen, um den Gegner an der Rochade zu hindern.

Nun haben wir alle Grundregeln besprochen und werden in der nächsten Fortsetzung mit einer Übungsparcie beginnen. (Fortsetzung folgt)